

8. Mein beschwerlicher Weg nach Hause

Was auch immer wir wählen, wie auch immer wir uns entscheiden, unsere Tage zu verbringen – die Gestalt, die wir ihnen geben, wird zur Gestalt unseres Lebens.

WAYNE MULLER⁸

Du kannst alles erreichen, Kathy, wirklich alles. Dieser Gedanke verfolgte mich, als mein Vater gestorben war.

Wie konnte ich etwas bewirken, das von Bedeutung war?

Mit fünfunddreißig kam ich mir vor, als sei ich wie eine Touristin nur zufällig in mein Leben hineingeraten. Ich hatte nun zwar die Familie, die ich mir gewünscht hatte, und einen Beruf, der mir einigermaßen gefiel, aber Träume besaß ich keine. Mit den drei Schwangerschaften und den Pfunden, die ich dadurch zugenommen hatte, war ich schwerfällig geworden und betrachtete mein Leben nur noch vom sicheren Hafen meines Sofas aus.

Doch der Tod meines Vaters riss mich aus meiner Bequemlichkeit. Etwas begann sich in mir zu regen und drängte mich zum Umdenken. Ich war mit einem Mal nicht mehr bereit, mein Leben passiv über mich ergehen zu lassen. Ich musste etwas tun, etwas riskieren, aber ich fühlte mich festgefahren.

Eines Tages, als wir Eltern von Kaileys Klasse uns nach der Schule trafen, hörte ich zufällig, wie Sarah Belk, eine der Mütter, mit ihren Freundinnen sprach. „Ich gehe mit drei von meinen

⁸ Wayne Muller: *A Life of Being, Having and Doing Enough*. New York: Harmony, 2011, S. 228.

Kindern auf eine einwöchige Reittour. Wir werden den ganzen Tag reiten und dann in der Wildnis in Zelten übernachten!“

Ich liebte Pferde und war seit einer Sommerfreizeit in der dritten Klasse nicht mehr geritten. Und in der Wildnis hatte ich noch nie übernachtet.

„Du solltest auch mitkommen!“, rief Sarah mir zu und ihre braunen Augen leuchteten. Einladend streckte sie mir beide Hände entgegen. „Das wird so ein Spaß, vor allem, wenn unsere Mädchen zusammen sein können!“

Und so kam es, dass ich im Sommer 1999 mit Lauren und Kailey einen Berg hinauf ritt. Charlie war mit den Zwillingen zu Hause geblieben. Sarah ritt mit drei ihrer fünf Kinder voraus, direkt hinter unseren Guides, einem Ehepaar namens Abie und Grant Beck aus Pinedale, Wyoming. Wir waren ungefähr gleich alt, Abie hatte ihr blondes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der aus ihrer Baseballkappe hervorbaumelte, sie hatte deutlich sichtbare Armmuskeln und trug eine eng anliegende Jeans, in die ich niemals hineingepasst hätte. Am Morgen hatte sie elf Pferde und zwei Maulesel fachmännisch beladen, während Grant seinen Kaffee schlürfte und am Lagerfeuer Zigaretten rauchte. Und nun führte Abie uns furchtlos 2700 Meter bergauf in eine völlig unberührte Wildnis.

„Ist das nicht wunderbar?“, schwärmte Sarah, während sie mir einen Blick über die Schulter zuwarf. „Ich bin so froh, dass ihr alle mitgekommen seid!“

Ich versuchte ihr ein ebenso begeistertes Lächeln zu schenken, doch in meinen Knien spürte ich einen brüllenden Schmerz und meine Beinmuskeln schienen sich kein Stück mehr daran zu erinnern, wie sie sich damals in der dritten Klasse auf dem Pferderücken gehalten hatten. Wir waren auf dem Weg zum höchsten Punkt unserer Reise, den Abie liebevoll als „Grants Gipfel“ bezeichnete.

Ich blickte nervös nach oben und war mir nicht sicher, ob ich es bis dahin schaffen würde, denn der Gipfel war mit Felsbrocken gespickt und sah aus wie aus einem düsteren Heimatfilm. Wir

hatten schon den ganzen Vormittag gebraucht, bis wir den Fuß des Berges erreichten, und nun stiegen wir ab, um den Gipfel zu Fuß zu erklimmen.

Es war ein einziges Kraxeln, das nur gelegentlich etwas einfacher wurde, wenn riesige Felsen eine Art Treppe nach oben bildeten. Kurz vor dem Gipfel kamen wir an ein breites Schneefeld. Unsere Kinder, die nur Jeans und T-Shirts trugen, schlitterten darüber hinweg und taten so, als würden sie in ihren Cowboy-Stiefeln Snowboard fahren. Dicke Wolken zogen auf und darum beilten wir uns, auf den „Gipfel der Welt“ zu steigen, wie Abie ihn nannte. Jubelnd kamen wir ganz oben an, Sarah und ich klatschten uns ab und die Kinder umringten uns für ein gemeinsames Foto, das unseren Triumph dokumentieren sollte.

Der Tag hatte mit angenehmen 21 Grad begonnen, doch jetzt ballten sich düstere Wolken über uns zusammen. Wir kletterten rasch wieder hinunter und versuchten schneller zu sein als das sich anbahnende Gewitter und der damit verbundene Temperatursturz. Doch bald schon ließen Donnerschläge die Felsen erzittern und um uns prasselte der Hagel herunter. Wir zogen unsere dünnen Regenjacken über die T-Shirts und mussten in aller Nüchternheit feststellen, dass uns nun ein zweieinhalbstündiger Ritt in nasser Kleidung bevorstand, bis wir unser Zeltlager erreichten. Und das Gewitter war noch lange nicht vorüber!

In den nächsten zwei Stunden fantasierte ich von allen möglichen Dingen: dass wie von Zauberhand ein Lastwagen käme, um uns alle abzuholen; dass in der Ferne plötzlich eine Unterkunft erschien oder ich zumindest einen längeren Regenmantel hätte. Doch nichts von alledem geschah.

Nachdem wir eine Stunde in dieser miserablen Situation verbracht hatten, drehte sich Kailey im Sattel um, schaute mich an und klagte: „Mir ist so kalt, Mama. Ich kann nicht mehr weiter.“

Da ich befürchtete, die Kinder würden alle meutern, wenn erst einmal eines von ihnen aufgab, sammelte ich alle inneren Kräfte zusammen und sagte mit fester Stimme: „Doch Kailey, du kannst weiter. Wir alle müssen weiter, denn wir haben ja keine andere

Wahl.“

Kailey schien erstaunt zu sein, dass ihre Mutter keine mitfühlende Lösung zu unser aller Rettung parat hatte. Sie drehte sich schnell wieder nach vorne um und kauerte sich für den Rest des Wegs wie ein nasses Häufchen Elend still auf dem Pferderücken zusammen.

Als wir endlich in unser Zeltlager wateten, waren unsere Kinder alle so durchgefroren, dass wir ihnen aus dem Sattel helfen mussten. Wir krochen in unsere Tipis, schälten uns aus den triefnassen Jeans heraus und ich packte meine beiden vor Kälte zitternden Töchter in ihre Schlafsäcke und zog die Reißverschlüsse zu. Ich überlegte, wie ich die beiden den Rest des Abends unterhalten könnte, ohne dass wir unsere knapp zwei Meter breite schützende Zuflucht verlassen mussten.

„Haben Papa und ich euch eigentlich schon mal beigebracht, wie man Poker spielt?“

Im Licht unserer batteriebetriebenen Laterne spielten wir Karten und schmetterten alle Country-Songs, die wir halbwegs auswendig kannten. Der Abend endete mit einer mitreißenden Version von „Man, I Feel Like a Woman“.

Seltsamerweise fühlte ich mich tatsächlich so richtig wie eine Frau. Eine starke, fähige Ich-kann-alles-erreichen-Frau. Der Tag, der Abend und die ganze Reise waren gerettet. Ich hatte Dinge getan, die ich nie für möglich gehalten hatte, und Muskeln beansprucht, von denen ich gar nicht mehr wusste, dass sie existierten.

Die Reise brachte genau das Ergebnis, das ich mir erhofft hatte. Ich war nicht mehr dieselbe wie zuvor.

Vor langer Zeit hatte ich im *Urban Ministry Center* einen Vortrag von Dale Mullennix über die Arbeit mit Obdachlosen gehört. Er hatte erzählt, dass ein ehrenamtlicher Helfer einmal zu ihm gesagt hatte, er sei durch seine Mithilfe dort „fürs ganze Leben geprägt“, denn er sehe einen mit Essen gefüllten Teller inzwischen mit ganz anderen Augen. Nachdem er im UMC erlebt hatte, dass manche Menschen tatsächlich gar nichts besaßen, würde

er immer für das, was er hatte, unendlich dankbar sein.

Nach unserer abenteuerlichen Woche ging es mir ähnlich. Ich würde mein Bett zu Hause von nun an mit ganz anderen Augen betrachten. Oder meine Dusche. Oder ein Gewitter. In jener Woche hatten wir so wenig gebraucht, um glücklich zu sein. Ein Lagerfeuer. Einen sonnigen Tag. Schokoladenstückchen in meinem Studentenfutter beim Mittagessen. Und wenn ich Lauren und Kelly ansah, dann wusste ich von nun an, dass sie in jeder Situation klarkommen würden.

Ich war fürs ganze Leben geprägt und dankbar dafür.

Charlie holte uns am Flughafen bei der Gepäckausgabe ab. Als unsere Tasche mit der Campingausrüstung kam, trat ich instinktiv nach vorn und hievte sie mit Leichtigkeit vom Laufband, wie ich es schon die ganze Woche über getan hatte.

„Wow!“, lachte mein Mann. „Was ist denn da draußen mit dir passiert?“

„Ich glaube, ich habe mich selbst gefunden“, antwortete ich.

„Ich wusste ja gar nicht, dass du verloren warst.“

„Ich ehrlich gesagt auch nicht.“



Unsere Reise hinterließ eine nie gekannte Rastlosigkeit bei mir. Ich schwor mir, von nun an nicht mehr wie eine Schlafwandlerin durchs Leben zu gehen. Am liebsten wollte ich meinen Job als Grafikdesignerin aufgeben, doch das war ökonomisch kaum zu rechtfertigen. Das Geschäft lief nicht schlecht, die Kunden bezahlten mich gut und in meinem Home Office konnte ich frei über meine Zeit verfügen. Aber ich war nicht mehr damit zufrieden, schöne Werbegrafiken zu entwerfen. Ich wollte etwas tun, das wirklich von Bedeutung war.

Fast neun Jahre vergingen, während ich mit mir rang und über das nachdachte, was ich als junges Mädchen gern gemacht hätte. Ich liebäugelte mit einem Studium, doch mit Kindern schien

das unmöglich. Außerdem wusste ich nicht, was ich studieren sollte. Ich ging an den Regalen von Buchhandlungen entlang und suchte nach Literatur zum Thema berufliche Veränderung, die vielleicht die magische Antwort auf meine Midlife-Crisis sein könnte.

Wie konnte ich herausfinden, was meine Bestimmung war? Ich wartete auf ein Aha-Erlebnis so wie damals, als ich Charlie kennengelernt hatte und wusste, dass er der Richtige war. Bestimmt würde die Erleuchtung schon kommen, jetzt, da ich so sehr nach ihr suchte.

Ich engagierte mich intensiv beruflich und ehrenamtlich und wartete darauf, dass mein Leben mich fand. Ich wurde Mitglied im Vorstand von mehreren Organisationen in Charlotte und versuchte, gemeinnützige Werke zu unterstützen. Sogar ein Waisenhaus in Afrika gehörte dazu. Ich hatte viel zu tun, aber mein Leben war trotzdem nicht ausgefüllt.

Immer noch war ich im Suchmodus, als Sarah, meine Freundin aus den Reiterferien, und ihr Mann Tim uns zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung einluden. An jenem Abend sollte ein ehrenamtlicher Helfer namens Rufus Dalton geehrt werden, der eine reformpädagogische Schule vierzig Jahre lang durch sein Engagement unterstützt und geprägt hatte. Seine Ausrichtung auf ein einziges Ziel brachte mich ins Nachdenken über meine in viele Richtungen verstreuten Bemühungen der letzten paar Jahre. Vielleicht war das ja der Grund, warum ich nichts von Bedeutung für mich gefunden hatte – weil ich nie lange genug bei einer Sache blieb.

Auf der Heimfahrt fragte mich Charlie: „Und, was würdest du vierzig Jahre lang tun?“

Ich hatte keine Ahnung. Zwanzig Jahre lang war ich fähig gewesen, ein Problem zu analysieren und es für meine Kunden herunterzubrechen auf eine einzige, einfache Lösung. Ein Logo. Eine Überschrift. Ein Markenversprechen.

Doch jetzt war ich die Kundin. Ich brauchte eine Idee. Und es fiel mir keine ein. Nicht eine einzige Sache, die ich vollbringen

könnte, um in dieser Welt etwas von Bedeutung zu tun.
Wo war die „große Idee“ für mein Leben?



Im Februar 2007 kam sie endlich. Und zwar völlig unerwartet.

Ich fing an, ein Buch zu lesen, von dem meine Mutter mir erzählt hatte: *Genauso anders wie ich* von Ron Hall und Denver Moore. Ehrlich gesagt nahm ich das Buch nur zur Hand, um mich mit meiner Mutter über etwas anderes als Seniorenheime unterhalten zu können. Wir hatten nämlich ihr gegenüber ein gefürchtetes Thema angesprochen: den Hausverkauf und den Umzug in eine kleinere Wohnung.

Das Buch zog mich von Anfang an in seinen Bann und ließ mich nicht mehr los.

Es erzählt die Geschichte von Ron Hall, der sich an der Seite seiner Frau Debbie in einer Suppenküche engagierte, nachdem er sie betrogen hatte. Er dachte, dass er auf diese Weise etwas wiedergutmachen könnte, denn er wusste, wie sehr ihr diese Arbeit am Herzen lag. Doch dann ergab es sich, dass Ron bei seiner Arbeit dort jemanden persönlich kennenlernte und sich fortan um ihn kümmerte – den obdachlosen Denver Moore.

„Ihr Leute seid echt gut mit euren Dollars und eurer Hilfe“, hörte Ron Denver immer wieder sagen, „aber ein Dollarschein und ein Teller mit Essen verändern kein Leben.“

So verrückt es auch klingen mag: Ron und Debbie nahmen Denver, der seit dreißig Jahren obdachlos war, bei sich auf, gaben ihm einen Platz in ihrem Leben und danach war nichts mehr wie zuvor.

Jahrelang hatte ich mit einem Lächeln im Gesicht Suppe ausgeteilt, doch wie vielen Menschen half ich damit tatsächlich? Wie viele von ihnen hatte ich persönlich kennengelernt?

Ich las das Buch zu Ende, aber es ließ mich auch danach nicht mehr los. Ja, es verfolgte mich regelrecht. Ron und Debbie hatten

etwas bewirkt – sie hatten die Obdachlosigkeit eines Menschen beendet. So viel ich auch in unserer Suppenküche mitgeholfen hatte, so hatte ich doch nie etwas Vergleichbares getan. Das Buch lag auf meinem Nachttisch und immer wenn ich das Cover sah, hörte ich einen seltsamen Gedanken flüstern: Lade sie nach Charlotte ein.

Als ich das Buch durchgelesen hatte, schrieb ich nach ein paar Tagen eine E-Mail an Ron, stellte mich als Vorstandsmitglied des *Urban Ministry Center* vor (was stimmte) und fragte ihn, ob er nach North Carolina zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung kommen könnte, die wir geplant hätten (was aber gar nicht stimmte).

Ich drückte auf „senden“ und bereute es sofort.

Schuldbewusst starrte ich auf die Tastatur, die meine Lüge ins Internet befördert hatte. Ich hoffte, dass Ron sowieso keine E-Mails las, und wenn doch, dass er dann meine löschen würde.

Zwanzig Minuten später hatte ich Rons Antwort in meinem Posteingang:

Ja, wir nehmen Einladungen zu Vorträgen an. Wann findet Ihre Veranstaltung statt?

Ich geriet ins Schwitzen, denn was ich als Nächstes tippte, war eine komplette Lüge:

Ich muss noch mit unserem Vorstand darüber sprechen, aber halten Sie sich bitte schon einmal die zweite Novemberwoche frei.

Am nächsten Tag betrat ich verlegen das Büro von Dale Mullennix, das Buch von Ron und Denver in der Hand. Ich gestand ihm, dass ich versehentlich einen Redner für eine Wohltätigkeitsveranstaltung gebucht hatte, die wir gar nicht geplant hatten. Nach ein paar Worten Small Talk fing ich an, in stammelnden Worten von dem Buch zu erzählen und wie bekannt es in Texas war. Ich flocht auch ein paar geistliche Anspielungen ein und erwähnte, dass es mich auf seltsame Weise angesprochen hatte.

Wir waren uns zwar beide nicht sicher, worauf wir uns da einließen, aber ich verließ Dales Büro mit einem skeptischen Ja: Ich sollte rund um den Besuch von Ron und Denver eine Veranstal-

tung organisieren, die wir nicht als „Fundraising“, sondern als „Friendraising“ bezeichneten. Wir wollten das UMC auf diese Weise stärker ins Bewusstsein der Menschen rücken.

Ein paar Tage später feierte meine Freundin Angela Breeden ihren Geburtstag und lud mich und zwei weitere Freundinnen – eine davon war Sarah – in ein Restaurant ein. Ich erzählte den dreien von der E-Mail an Ron und was danach passiert war.

„O Kathy, das ist ja wohl ein tolles Buch und eine großartige Idee!“, rief Sarah, obwohl sie vorher noch nie von *Genauso anders wie ich* gehört hatte.

Alle an unserem Tisch stimmten zu und ließen sich von der Begeisterung anstecken. „Ich kümmere mich um die Finanzen!“, bot Angela an.

„Und ich gebe eine Party für Ron und Denver!“, sagte Kim, Sarahs Schwägerin.

„Wir könnten ein paar Exemplare von dem Buch bestellen und sie an unsere Freunde verschenken, damit sie auch Feuer fangen“, schlug Sarah vor.

Keine von uns hatte jemals eine so große Veranstaltung organisiert, aber wir alle hatten schon bei Gemeinde- oder Schul-events mitgeholfen. Wir waren überzeugt, dass wir es gemeinsam schaffen würden.

Als Datum legten wir Donnerstag, den 14. November 2007 fest. Und da kurz danach Thanksgiving sein würde, entwickelten wir auch gleich ein Motto für das gemeinsame Essen: True Blessings – Ein wahrer Segen. Die Idee war, kurz vor den Festtagen eine inspirierende Veranstaltung zu kreieren, mit einer wahren Botschaft zum Thema Obdachlosigkeit von Ron und Denver. Der Eintritt sollte frei sein. Wir hofften aber, dass der Tag für unsere Freunde ein so bewegendes Erlebnis werden würde, dass sie ihre Scheckbücher zückten, um die Kosten für das Essen und die Reisekosten der beiden berühmten Autoren aus Texas zu decken.

Ich fühlte eine Mischung aus Furcht und Begeisterung. Würden all unsere Pläne auch aufgehen? Zum ersten Mal seit langem hatte ich den Eindruck, in die richtige Richtung zu gehen.

9. Ein kleiner Ausflug mit Folgen

*Das einzig Wichtige an einem Buch ist die Bedeutung,
die es für dich hat.*

W. SOMERSET MAUGHAM⁹

Am Mittwoch, den 13. November 2007, holte ich Ron und Denver am Flughafen von Charlotte ab und versuchte zuversichtlich zu wirken. Unsere kleine Gruppe von Müttern war überaus erfolgreich gewesen und so war aus dem geplanten kleinen Event mit hundert Gästen in einer Kirche eine Megaveranstaltung geworden, zu der sich über tausend Leute angemeldet hatten, um den Obdachlosen in unserer Stadt zu helfen. Zweimal schon hatten wir den Veranstaltungsort wechseln müssen, um die immer größer werdende Zahl von Gästen unterbringen zu können. Am Ende landeten wir im größten Saal von Charlotte. Die vergangenen Monate hatten mich viel Schlaf gekostet. Mehr als einmal hatte ich mich gefragt, warum ich eigentlich auf diese innere Stimme gehört hatte, die mich aufforderte, Ron und Denver nach Charlotte einzuladen.

Als das dynamische Duo in mein Auto stieg, wurde es seinem Ruf alles andere als gerecht. Die beiden, die angeblich eine wunderbare „ungewöhnliche Freundschaft“ verband, schienen sich bei der Ankunft zu unserer Veranstaltung in einer stillen Fehde zu befinden. Auf dem Weg zum Mittagessen erklärte mir Ron den Grund für die Verwerfungen.

⁹ W. Somerset Maugham in: Suzanne Horton, Louise Beattie, Branwen Bingle: *Lessons in Teaching Reading Comprehension in Primary Schools*. Los Angeles: Learning Matters, 2015, S. 10.

Zwei Tage zuvor waren die beiden Ehrengäste bei einem Wohltätigkeitsdinner in Texas gewesen. Die frühere First Lady Barbara Bush hatte das Buch der zwei Männer gelesen und sie zu einem Abend eingeladen, der dem Kampf gegen den Analphabetismus dienen sollte.

Als ich von dieser hochkarätigen Veranstaltung hörte, war ich geschockt. Ich hatte ja keine Ahnung gehabt, dass die beiden so gefragt waren, als ich ihnen sechs Monate zuvor meine E-Mail geschrieben hatte. Ron lachte und erzählte mir, was Denver über jenen Abend in Texas gesagt hatte: „Früher hab ich im Busch gelebt und jetzt esse ich mit den Bushs. Gott segne Amerika, das ist ein großartiges Land!“

Obwohl Denver seit Jahren nicht mehr auf der Straße lebte, hatte er immer noch die Angewohnheit, einfach wegzugehen, wenn es ihm gerade passte. An dem großen Abend mit der First Lady saß Denver am Ehrentisch gemeinsam mit dem früheren Präsidenten George H. Bush. Während des Essens war Denver einfach aufgestanden und nach Hause gegangen. Als Ron auf der Fahrt vom Flughafen davon erzählte, schien er immer noch innerlich zu kochen vor Wut, weil er und der Secret Service stundenlang nach dem vermissten Ehrengast gesucht hatten.

Denver, der auf dem Rücksitz saß und seinem Bericht lauschte, konterte: „Mr. Ron! Ich habe jahrelang auf diesen Straßen gelebt! Meinst du wirklich, ich finde nicht nach Hause?“

Ich brachte Ron und Denver zu ihrem Hotel und verabredete mich mit ihnen bei Kim zu Hause, wo sie mit ein paar unserer Sponsoren zusammentreffen sollten. Der Gedanke, dass dann vielleicht nur einer der beiden Autoren auftauchen würde, versetzte mich in Panik. Allerdings vertraute ich Ron, dass er Denver schon mitbringen würde.

Zwei Stunden später lud ich Kartons mit den Programmen für den Abend in dem Saal des Hotels ab, wo „True Blessings“ stattfinden sollte. Da sah ich Denver ganz allein vor dem Hotel herumstehen. Von Ron keine Spur. Meine Hände fingen zu schwitzen an.

Schnell lief ich auf Denver zu. Ich wollte sicherstellen, dass er sich nicht aus dem Staub machte. Er hatte sich an die Steinfassade des Hotels gelehnt und schien in mir nicht gleich die Frau zu erkennen, die ihn ein paar Stunden vorher vom Flughafen abgeholt hatte.

„Die Weißen sehen alle gleich aus“, meinte er nur.

Mit seinem schwarzen Hemd, dem schwarzen Sakko, schwarzen Hosen und dem typischen schwarzen Hut wirkte er sehr besonders. Ich sah es als ein warnendes Zeichen dafür, dass er sich darauf vorbereitete, in der Innenstadt von Charlotte unterzutauchen und den Terminen aus dem Weg zu gehen, die vor ihm lagen. Ich musste schnell reagieren, damit er nicht wieder verschwand.

„Denver, möchten Sie einen kleinen Ausflug mit mir machen?“, fragte ich ihn.

Er schaute mich prüfend an, bevor er antwortete. „Haben Sie Obdachlose hier?“

„Klar. Möchten Sie, dass ich Sie zum *Urban Ministry Center* mitnehme?“

Warum nur war ich nicht schon früher auf die Idee gekommen?

Natürlich musste ich Denver das *Urban Ministry Center* zeigen. Es war der perfekte Plan. Vor meinem inneren Auge sah ich inspirierende Szenen aus seinem Buch. Ich stellte mir vor, wie ich ihn zur Suppenküche mitnahm, wo er mit Sicherheit ein paar motivierende Worte für einen dankbaren Obdachlosen aus Charlotte finden würde. Ja, es würde ein motivierender Auftritt für Denver werden. Im Leben eines Obdachlosen würde sich alles ändern. Und ich durfte Zeugin sein.

Denver ging auf meinen Minivan zu. Als er die Tür öffnete, langte ich hinüber, um den dicken Ordner mit Notizen und Listen vom Beifahrersitz zu nehmen. Die Herkulesaufgabe eines Abendessens für tausend Menschen hatte mein Organisationstalent bis aufs Äußerste strapaziert und dazu geführt, dass ich zwei Seiten eines gelben Schreibblocks mit To-do-Listen gefüllt hatte,

die nach Kategorien und Tagen geordnet waren und alle abgehakt werden mussten.

Als ich mich mit meinen Listen in der Hand hinters Steuer setzte, fühlte ich Denvers Blick auf mir ruhen. Ich schaute von ihm zu meiner übertrieben exakten Planung und wieder zurück. Auf einmal kamen mir diese Listen ein bisschen lächerlich vor.

„Denver, ich habe heute jede einzelne Minute verplant, aber dieser kleine Ausflug war nicht vorgesehen“, gestand ich ihm.

Denver nickte, als habe er das schon geahnt, und dann lief plötzlich ein Lächeln über sein Gesicht, wie ich seit seiner Ankunft noch keines gesehen hatte.

„Wir machen einen Ausflug!“, rief er und zog das Wort Ausflug dabei mit seinem typischen Südstaaten-Akzent in die Länge.

Ein paar Minuten später kamen wir am *Urban Ministry Center* an. Es war mitten am Nachmittag. Als wir auf die Gebäude zuginen, erzählte ich Denver, was wir alles für die Obdachlosen von Charlotte taten. Ich war überzeugt, dass ihn das beeindrucken würde.

Doch das tat es nicht.

Ich führte Denver durch das ganze Zentrum und hielt einen stolzen Monolog über das innovative Programm des UMC. Im Kunstraum hingen Dutzende von Bildern, die von Obdachlosen gemalt worden waren. Die Werke waren lebhaft und bunt, struktureich und bedeutungsvoll.

Denver ging kommentarlos an ihnen vorüber.

Auch unsere „Nächsten“ scharten sich nicht um Denver. Ich hatte erwartet, dass sie ihn irgendwie als den ehemaligen Obdachlosen erkennen würden, der jetzt ein berühmter Autor war, und uns umschwärmen würden, wenn wir ankamen. Doch alle ignorierten uns und hatten nur ihre eigene Mission im Blick – den Tag zu überleben. Dass Denver mit seinem schicken Sakko und Hut irgendetwas mit ihnen gemeinsam hatte, dass er sogar wie sie einst auf der Straße gelebt hatte, schien ihnen nicht in den Sinn zu kommen. Und Denver wiederum bemühte sich gar nicht erst darum, seine Geschichte mit der Geschichte dieser

Schlange stehenden Menschen zu verknüpfen.

Wo war der weise Mann, der den Bestseller geschrieben hatte?

Der Besuch wurde zunehmend unangenehmer. Auf unserem Rundgang kamen wir auch an Fotos von unseren Fußballteams vorbei, die an der Wand hingen. Alle unsere Spieler nahmen an lokalen und internationalen Turnieren teil, obwohl sie immer noch obdachlos waren. Jeder, der unser Zentrum besuchte, äußerte sich beeindruckt über die Treue der Spieler gegenüber ihrem Team trotz der schwierigen Lebensumstände. Doch auch hier zeigte Denver keinerlei Regung, als er die stolz lächelnden Gesichter der Fußballer auf den Fotos betrachtete.

Wir verließen das Gebäude und kamen in unseren Gemüsegarten. Die Ernte war zwar schon fast vorüber, doch unsere „Nächsten“ kümmerten sich immer noch gemeinsam mit freiwilligen Helfern um den Kohl, der dort wuchs. Normalerweise löste diese harmonische Zusammenarbeit wohlwollende Kommentare bei den Besuchern unseres Zentrums aus, doch Denver warf nur einen kurzen Blick über den Zaun, bevor er wieder ins Hauptgebäude zurückkehrte.

Ich folgte ihm und konnte nicht nachvollziehen, warum er nicht wie die meisten anderen Besucher das, was wir hier taten, für etwas Außergewöhnliches hielt. Es ärgerte mich, dass ich mir seinen Besuch so ganz anders vorgestellt hatte. Ich war mir so sicher gewesen, dass er das Leben irgendeines Menschen im UMC verändern würde. In meiner Fantasie hatte ich gesehen, wie er den Arm um einen unserer „Nächsten“ legte und ihm etwas Tiefgründiges zuflüsterte. Und ehrlich gesagt hatte ich mir selbst ebenfalls eine aufmunternde Botschaft von ihm erhofft. Ein Lob für die zehn Jahre aufopfernder Mitarbeit im UMC.

Denvers Schweigen war verstörend. Lag etwa eine Botschaft darin? Kommunizierte er, indem er nichts sagte? Ich erinnerte mich an einen von Denvers Sprüchen, die Ron zitiert hatte:

*Wenn du jemand wirklich helfen willst, dann klettere hinunter in
den Graben zu ihm, verbinde seine Wunden und bleib bei ihm,
bis er stark genug ist, auf deinen Rücken zu klettern
und von dort rauszukommen.*

Halben wir denn etwa nicht? Unsere Kunst-, Fußball- und Gartenprojekte und all unsere anderen Angebote sollten doch eine Beziehung zu unseren „Nächsten“ aufbauen und ihnen ihre Würde zurückgeben. Die meisten anderen Städte hatten Suppenküchen und darüber hinaus nur ein begrenztes Angebot, aber das UMC hatte innerhalb von dreizehn Jahren ein ausgedehntes Programm entwickelt, das weit über grundlegende Hilfsangebote hinausging.

Und trotzdem hatte Denver nicht eine einzige Frage gestellt, keinen Kommentar abgegeben, kein Wort der Anerkennung über unsere innovativen Leistungen fallen lassen.

Frustriert drehte ich mich um, um wieder zurückzufahren.

Da ergriff Denver plötzlich das Wort.

Er deutete auf die vor uns liegende Treppe und fragte: „Können wir jetzt nach oben gehen?“

Ich war mehr als frustriert. Ärgerlich sogar. Ich konnte es nicht fassen, dass Denver nun endlich eine Spur von Interesse zeigte, ausgerechnet da, wo es nichts zu sehen gab. „Da oben ist nichts. Nur Büroräume.“

Denver schaute von der Treppe zu mir und dann wieder zurück. Noch Jahre später kann ich seine Stimme so deutlich wie damals hören, als er mir eine Frage stellte, auf die noch weitere folgten.

„Und wo sind hier die Betten?“

„Die Betten?“, fragte ich verwundert.

Als ich lang und breit zu erklären begann, dass es in Charlotte mehrere Übernachtungsangebote für Obdachlose gab, brachte mich Denvers finsterer Gesichtsausdruck zum Schweigen.

Anscheinend hatte ich nicht verstanden, was er mit seiner Frage meinte.

„Wollen Sie mir etwa sagen, dass Sie den ganzen Tag all diese guten Dinge machen und dann die Leute in der Nacht aussperren, wo es am schlimmsten ist?“

Seine anklagenden Worte waren niederschmetternd.

Geduldig ließ er mein Unbehagen zu. Er beobachtete mich, wie ich innerlich mit meinem neuen Bewusstsein rang, bevor er leise seine nächste Frage stellte.

„Macht das für Sie etwa Sinn?“

Natürlich machte es keinen Sinn und ich schämte mich plötzlich sehr.

Denvers nächste Frage sollte meinen weiteren Lebensweg für immer verändern. Es war die Frage, auf die ich immer gewartet und die ich seit dem Tod meines Vaters vor neun Jahren beantwortet wollte.

„Werden Sie etwas unternehmen und für Betten sorgen?“

Am liebsten hätte ich mich umgedreht, um zu sehen, ob er jemanden hinter mir meinte, aber es bestand kein Zweifel: Denver schaute mich an und nur mich. Ich war hierhergekommen, weil ich wollte, dass Denver irgendeiner anderen Person seine wegweisenden Worte mitteilte und dadurch eine Veränderung bewirkte. Jemand anders sollte sich verändern. Dieses Wunder hatte ich miterleben wollen.

Und nun redete Denver mit mir – nur mit mir.

„Muss ich noch mehr sagen?“, fragte er in flüsterndem Tonfall.

Mein Nein war ganz leise, aber wir beide hörten es klar und deutlich.

Auf der Rückfahrt zum Hotel vermied ich jeden Augenkontakt mit Denver, aber seine Worte klangen mir immer noch in den Ohren. Ich hatte total vergessen, dass ich mit Denver ja nur deswegen zum UMC gefahren war, um zu verhindern, dass er sich vor der Cocktailparty drückte und davonspazierte.

Stattdessen war er in mein Leben hineinspaziert und hatte mein Gewissen wachgerüttelt.

Denver beobachtete mich vom Beifahrersitz aus.

„Wissen Sie, Sie müssen keine Angst haben.“

Und dann fügte er die rätselhaften Worte hinzu: „Sie wissen schon, dass sie kommen werden.“

„Wer?“, fragte ich, immer noch ganz benommen von der großen Aufgabe, die ich plötzlich vor mir sah.

In diesem Moment fuhren wir auf die Auffahrt vor dem Hotel.

Denver starrte mich an und sagte dann in überzeugtem Tonfall: „Die Leute, die Ihnen helfen werden – sie wissen schon, dass sie kommen werden.“

Mit diesen Worten öffnete Denver die Tür, stieg aus und ging weg.



Am Abend erschien Denver zum Empfang und tat so, als ob nichts gewesen wäre. Ich auch. Vielleicht konnten wir das Ganze auch einfach vergessen.

Am nächsten Morgen war ich schon früh in dem Saal und hatte all meine Listen für die große Veranstaltung dabei. Meine Töchter hatten an dem Tag schulfrei bekommen, damit sie mir helfen konnten, und meine Schwester Louise war aus Washington D.C. mit dem Flugzeug eingetroffen. Dutzende von Helfern deckten die Tische und legten Programme aus, als Dale den Saal betrat. Freudig aufgeregert kam er direkt auf mich zu.

„Hallo Dale, ich habe Denver gestern das UMC gezeigt“, erzählte ich ihm.

„Und was hat er gesagt?“, fragte Dale und hoffte offensichtlich genau wie ich auf Worte der Anerkennung.

„Naja, ehrlich gesagt war er nicht sonderlich beeindruckt. Er meinte, wir müssten mehr tun.“ Ich zögerte, als ich Dales enttäuschte Miene sah. „Er ist der Meinung, dass wir Schlafplätze einrichten und die Leute nicht nachts aussperren sollten, wenn es am schlimmsten für sie ist.“

Während ich um die richtigen Worten rang, versuchte Dale zu verstehen, worauf ich hinauswollte. „Schlafplätze?“ Er dachte den Gedanken zu Ende. „Heißt das, dass wir die Leute in Wohnungen unterbringen sollen? Das ist nicht unsere Aufgabe, Kathy.“

„Vielleicht ja doch. Wenn du ihn gestern gehört hättest. Denver war so ...“

Als wir von jemand unterbrochen wurden, unternahm ich keinen Versuch, unser Gespräch wiederaufzunehmen. Dale und ich mussten uns später unterhalten, denn schon strömten Hunderte von Gästen herein. Meine größte Sorge war inzwischen, dass Denver, der die Leute eigentlich zum Spenden motivieren sollte, den tausend Zuhörern vermitteln würde, dass wir keine gute Arbeit leisteten.

Zuerst sprach jedoch Ron Hall und unterhielt die Gäste mit Geschichten über seine ungewöhnliche Freundschaft zu Denver. Er war ein begabter Erzähler, der so redete, als seien die tausend Menschen alle seine Freunde, die bei ihm zu Hause auf dem Sofa saßen.

Als Ron fertig war, betrat Denver das Podium, mit dem Elan eines Baptistenpredigers aus den Südstaaten. Wieder trug er sein typisches schwarzes Outfit einschließlich Hut. Er begann mit leiser Stimme und steigerte sich in einem Crescendo, das wie eine Mischung aus Gebet und Lied klang. Die Besucher hörten andächtig zu, als würden sie in der Kirche von Denver sitzen und seiner Predigt lauschen.

Denver war in Bestform, wich immer wieder von seinem Konzept ab und ließ seine Zitate aus dem Buch und aus Gospelsongs zum Leben erwachen. Seine Predigt erreichte ihren Höhepunkt, als er rief: „Ihr Leute von Charlotte, ihr müsst mehr tun, ihr müsst Betten bauen!“

Ich war froh, dass ich in dem Augenblick das Gesicht von Dale nicht sehen konnte. Einige Zuhörer sahen verwundert aus. Betten? Hatte Denver gerade gesagt, dass wir Schlafmöglichkeiten schaffen sollten? Die vielen ehrenamtlichen Mitarbeiter des UMC, die im Saal waren, wussten genau, dass wir kein einziges

Bett hatten. All jene aber, die an diesem Abend das erste Mal vom UMC hörten, schienen begeistert zu sein. Sie ahnten ja nicht, dass diese Aufgabe unsere bisherige Arbeit grundlegend verändern würde.

Dave Campbell, ein langjähriger Unterstützer des UMC, saß neben Dale. Er beugte sich zu ihm und fragte erstaunt: „Wollt ihr eine große Spendenkampagne ins Leben rufen?“

Wahrheitsgemäß flüsterte Dale zurück: „Ich habe keine Ahnung, wovon er da redet.“

Denver aber fuhr mit seiner Predigt fort, auch als eine Mitarbeiterin ihm lebhaft signalisierte, dass seine Redezeit vorüber war. Denver wiegelte sie mit den Worten ab: „Ich sehe Sie, aber ich hab noch viel mehr zu sagen!“

Den tausend Gästen schien es nichts auszumachen, dass Denver noch eine Weile weitersprach, denn als sie später den Saal verließen, redeten sie immer noch unentwegt über diesen Abend, der eher wie eine Zeltevangalisation als wie eine Wohltätigkeitsveranstaltung verlaufen war. Bald schon erkannten wir, dass die Menschen überaus großzügig gespendet hatten. Der Geist Gottes muss also in ihnen gewirkt haben.

Unter der Leitung von Angela traf sich eine kleine Gruppe von Mitarbeitern in einem Nebenraum, den wir als „die Bank“ eingerichtet hatten. Hier machten wir die Umschläge auf, die unsere Gäste dagelassen hatten. Uns blieb fast die Luft weg, als wir in einigen Umschlägen Schecks über fünfhundert oder tausend Dollar fanden, ja sogar die Zusage für eine Spende in Höhe von 50.000 Dollar.

Angela zeigte mir einen Scheck, den sie in der Hand hatte. Als wir ihn uns ansahen, kamen uns beiden die Tränen. Der Scheck enthielt eine der größten Summen, die an diesem Abend gespendet wurden, und er trug die Unterschrift von Charlie.

Ich war überwältigt. In all den Planungen hatte ich ganz vergessen, mit Charlie über unseren eigenen Beitrag zu sprechen. Charlie und ich hatten noch nie eine so hohe Spende getätigt. Sie war mehr als großzügig. In Anbetracht unserer vier Töchter

und der steigenden Ausbildungskosten war sie sogar ein wenig verrückt.

Ich griff zum Telefon, rief ihn an und konnte ihn am anderen Ende der Leitung fast schon lächeln hören. Charlie mochte zwar nicht gern selbst mit etwas überrascht werden, aber es machte ihm viel Freude, andere zu überraschen. „Ich war ja so stolz auf dich“, sagte er schlicht.

Alle, die an den Planungen für „True Blessings“ beteiligt gewesen waren, erkannten, dass unsere Rechnung aufgegangen war. Unser Abendessen, für das wir kein Geld verlangt hatten, brachte uns über 350.000 Dollar an Spenden ein.

Es war überaus erstaunlich. In seiner dreizehnjährigen Geschichte hatte das UMC nie eine Spendenkampagne veranstaltet und nie Zuwendungen in einer solchen Höhe erhalten. Viele andere gemeinnützige Organisationen aus Charlotte hielten regelmäßig Spendengalas ab, bei denen für Kunstprojekte oder für Kinder gesammelt wurde, nie aber für obdachlose Menschen. Was hatten Ron und Denver nur getan, um so viele Menschen zu inspirieren? In all meiner Aufregung konnte ich mich an kein einziges Wort erinnern, das an diesem Abend gesagt wurde.

Doch wie alle anderen Teilnehmer hatte auch ich die Auswirkungen gespürt.

Eigentlich hatte ich erwartet, dass sich am Ende des Abends ein großes Gefühl der Erleichterung und des Erfolgs bei mir einstellen würde. Doch genau das Gegenteil war der Fall. Um 21 Uhr an jenem Abend fühlte ich mich so ruhelos wie nie zuvor in meinem Leben.

Von meinem Gespräch mit Denver hatte ich außer Dale niemandem erzählt. Denn es kam mir irgendwie verrückt vor. Woran lag es, dass mir die Worte eines ehemaligen Obdachlosen aus Texas nicht mehr aus dem Kopf gingen? Warum sollte ich persönlich die Verantwortung dafür übernehmen, dass die Obdachlosen in Charlotte ein Dach über dem Kopf bekamen?

Das alles kam mir so unmöglich vor wie der Bau der Arche Noah und ich war ganz bestimmt kein Noah.

Es war Zeit für ein Geständnis. Charlie, Louise und ich saßen bei uns zu Hause im Arbeitszimmer und ließen die Höhepunkte des Abends Revue passieren. Wenn einer von den beiden die prophetische Tragweite meines Gesprächs mit Denver einschätzen konnte, dann war es wahrscheinlich Louise, die Pastorin in unserer Familie. Im Alter von zweiunddreißig Jahren hatte sie uns alle mit der Ankündigung überrascht, sie wolle in den Pfarrdienst gehen und in Harvard Theologie studieren.

Ich stellte mir vor, wie Charlie reagieren würde, wahrscheinlich mit einer vernünftigen Portion Skepsis. Was würde er wohl dazu sagen, wenn ich ihm verraten würde, dass ich den Eindruck hatte, der ganze Zweck unserer Wohltätigkeitsveranstaltung hätte darin bestanden hatte, dass ich Denver kennenlernte? Da es in meiner Familie ja eine psychische Erkrankung gegeben hatte, kam es mir schon etwas gefährlich vor, auf Denvers Stimme zu hören, die ich immer noch im Ohr hatte.

Ich dachte, das Gespräch würde besser verlaufen, wenn Louise anwesend war, um mich zu unterstützen. Auch sie hatte schon einmal den Ruf Gottes vernommen. Also würde sie doch vielleicht beurteilen können, ob die Aufforderung von Denver ebenfalls ein solcher Ruf war oder nicht.

Zögernd begann ich den beiden zu erzählen, wie ich Denver zu einem Rundgang ins UMC mitgenommen hatte und wie dieser Ausflug so ganz und gar nicht nach Plan verlaufen war. Ich beendete meinen Bericht mit Denvers eindringlicher Aufforderung, dass ich „für Betten sorgen“ sollte.

Beide schwiegen zunächst.

Dann fing Louise als Erste an zu sprechen. „Du hattest also den Eindruck, dass Denver eine Botschaft für dich hatte?“, fragte sie.

Wie sie das so sagte, klang es wirklich verrückt. Vielleicht hatte ich in letzter Zeit ja einfach zu wenig geschlafen.

Später standen Charlie und ich im Bad nebeneinander an den Waschbecken, putzten uns die Zähne und sahen uns im Spiegelbild an. Als wir fertig waren, schauten wir uns weiter schweigend an, bis Charlie schließlich sagte: „Weißt du, was komisch ist? Ich

bin mir nicht sicher, ob Louise es wirklich begriffen hat.“ Er hielt inne. „Ich aber schon.“

Vor Erleichterung hätte ich am liebsten geweint.

Wenn Charlie mich für verrückt erklärt oder exzellente vernünftige Gegenargumente angeführt hätte, dann hätte ich die ganze Idee an jenem Abend mit Sicherheit fallenlassen. Denn der Traum, etwas zu verändern, war zu diesem Zeitpunkt noch zu zerbrechlich. Und tatsächlich wünschte ich mir sogar, dass jemand, dem ich vertraute, mir diesen Traum ausredete. Es hätte nicht viel gebraucht, um jenes leise Flüstern in mir zum Schweigen zu bringen.

Stattdessen erinnerte Charlie sich an den Wohltätigkeitsabend damals zugunsten jener Schule und stellte genau die richtige Frage: „Wird das jetzt dein Ding für die nächsten vierzig Jahre?“

In jener Nacht konnte ich nicht schlafen. Denvers Worte machten für mich mehr als Sinn. Sie wurden zu einer Art Kompass für mein vierundvierzig Jahre langes Leben, das die Orientierung verloren hatte.

Am nächsten Morgen holte ich Ron und Denver ab und fuhr sie zum Flughafen. Auf der Fahrt war ich ganz in Gedanken und überlegte, wie ich mit Denver noch einmal über das Thema sprechen könnte, bevor er weg war. Ich wusste nicht, ob ihm klar war, dass er mit seiner Aufforderung, „für Betten zu sorgen“, mein Leben total verändert hatte. Als die beiden am Flughafen ausstiegen und ihre Koffer ausluden, nahm ich Denver beiseite, bevor er zum Terminal ging.

„Denver, darf ich Sie noch etwas fragen?“

Er blieb stehen und sah mich wieder mit diesem intensiven, beunruhigenden Blick an. Ich hatte keine Ahnung, ob er noch wusste, dass ich die Frau gewesen war, die ihn auf jenen „kleinen Ausflug“ mitgenommen hatte.

„Wenn ich das wirklich mache“, sagte ich und suchte nach den richtigen Worten, „wenn ich im UMC für Betten Sorge, darf ich das Ganze dann nach Ihnen benennen?“

Denver erwiderte meinen Blick und schien genau verstan-

den zu haben, was ich meinte; offenbar erinnerte er sich auch noch an unsere Unterhaltung. „Das fände ich gut“, antwortete er schließlich.

Er überlegte noch einen Moment und fuhr dann fort: „Aber damit sollten Sie sich beeilen, weil ich nämlich schon alt bin.“